



J.S. Bach-Stiftung
St. Gallen

Konzert-Einleitung für die Bach-Stiftung, Schaffhausen, 5. November 2024

Gian Domenico Borasio

Bach, Brahms und die ars moriendi

*«Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.»*

Kaum ein Dichter deutscher Zunge hat sich so intensiv und gleichzeitig so einfühlsam und beinahe zärtlich mit dem Tod auseinandergesetzt wie Rainer Maria Rilke. Für Rilke war der Tod ein ständiger Begleiter; eine Art *roter Faden*, der sich durch sein Gesamtwerk zieht – was ihn nicht daran gehindert hat, heitere, ausgelassene und lebensfrohe Verse zu schreiben – vielleicht ist ihm das sogar gerade deswegen gelungen. Über das Lebensende zu sprechen – oder zu singen – das ist mitnichten etwas ausschliesslich Düsteres, Lähmendes. Die Beschäftigung mit dem Lebensende hat ganz viele verschiedene Facetten. Ein tibetischer Lama sagte einmal: *«If you are afraid of dying, I have good news for you – I can guarantee you that you will all die successfully»* (Wenn Sie Angst vor dem Sterben haben, habe ich eine gute Nachricht für Sie: Ich kann Ihnen garantieren, dass Sie alle erfolgreich sterben werden). In der Tat: Keiner von uns würde ernsthaft, wenn gefragt, seine eigene Mortalität anzweifeln. Oder? Und dennoch verhalten wir uns nachweislich sehr oft so, als ob wir davon nichts wüssten, oder vielleicht nichts wissen wollen.

Das unterscheidet unsere Epoche grundlegend vom 18. Jahrhundert, dem Wirkungszeitalter J. S. Bachs. In dieser Zeit war der Tod allgegenwärtig. Eine nennenswerte medizinische Versorgung existierte nicht, die mittlere Lebenserwartung lag bei gerade mal 35 Jahre (Bach selbst wurde 65 Jahre alt, also für damalige Verhältnisse ein sehr alter Mann). Krankheiten, selbst banale Infektionen, rafften die Menschen ohne Vorwarnung dahin – auch gutsituierte. Der berühmte Jean-Baptiste Lully, Hofmusiker in Versailles beim Sonnenkönig Ludwig XIV, starb 1687 an einer banalen Infektion, die er sich holte, als er mit einem Stock, den er fürs Taktschlagen auf



J.S. Bach-Stiftung

St. Gallen

dem Boden stampfte, seine Grosszehe traf. Aber keine Angst, die Technik des Dirigierens hat sich seitdem deutlich weiterentwickelt und ist ungefährlicher geworden.

Der Umgang mit dem Tod gehörte zu Bachs Zeiten und in den Jahrhunderten danach zum Alltäglichen. Das hat sich erst kürzlich gewandelt. Noch bis vor wenigen Jahren wurden in Europa die Toten offen aufgebahrt, auf dem Land kam jeder im Dorf vorbei und nahm Abschied, auch die Kinder. Heute können Menschen sehr alt werden, ohne jemals einen Toten gesehen zu haben, ausser im Fernsehkrimi. Ob das für einen gesunden Umgang mit unserer Sterblichkeit wirklich förderlich ist?

Die protestantische Antwort auf die Todesängste der Menschen war es, die Erde als ein Jammertal und den Tod als die ultimative Erlösung daraus darzustellen. Das wird in der Kantate *«Wer weiß, wie nahe mir mein Ende»* überdeutlich, die Texte sind für heutige Ohren stellenweise fast schwer zu ertragen. Es gibt allerdings eine Stelle im Schlusschoral, die nichts an Aktualität eingebüsst hat, nämlich da, wo es heisst: *«Welt, bei dir ist Krieg und Streit / Nichts denn lauter Eitelkeit»*.

Dass Bachs Musik in ihrer Darstellung der freudigen Erwartung des Ablebens sehr glaubwürdig geraten ist, verdeutlicht vielleicht am besten das grossartige Sopran-Rezitativ *«Ach wer doch schon im Himmel wär»* mit seiner ziemlich unverhohlenen Verbindung von Eros und Thanatos – ein beliebtes Motiv, nicht nur zu Bachs Zeiten.

Lob und Abschied, Freud und Leid, Leben und Tod: zur Zeit Bachs keine Gegensätze, sondern unterschiedliche, aber komplementäre Aspekte des menschlichen Lebens. Die sogenannte *«ars moriendi»*, die Sterbekunst, war etwas von aussen – nämlich von der Kirche – Vorgegebenes, in die man sich einzufügen hatte. Als Lohn winkten ewige Freuden, und das Marketing dafür wurde – Fernsehen gab es ja nicht – mittels der Kirchenmusik durchgeführt. Man kann Bach also mit Fug und Recht als einen der erfolgreichsten Werbemusiker der Geschichte bezeichnen. Er war übrigens auch der Erfinder der weltlichen Werbemusik, durch die berühmte Kaffee-Kantate. Das waren andere Zeiten.

Brahms grandioses Deutsches Requiem fügt sich nahtlos in die protestantische Tradition ein. Wie bei Bach sind die Texte auf Deutsch, was bei sakraler Musik keine Selbstverständlichkeit ist: katholische Komponisten wie Haydn, Mozart, Beethoven oder Schubert, aber auch Verdi, Berlioz und Bruckner, haben fast immer die lateinischen Liturgietexte vertont, was eine gewisse Distanz zum Publikum schaffte. Brahms



J.S. Bach-Stiftung

St. Gallen

bezeichnet dagegen sein Werk explizit als «Ein *deutsches* Requiem» und bezieht sich damit direkt auf Luthers «Deutsche Messe» sowie auf sein Ziel, die Menschen direkt und verständlich anzusprechen.

Und während die katholische Totenmesse mit dem «*Dies irae*», dem «Tag des Zornes» im ihrem Mittelpunkt eher danach trachtete, bei den Gläubigen die Angst vor dem Jüngsten Gericht und der Hölle zu schüren, ist Brahms Ziel der Trost der Lebenden. Sein Requiem beginnt und endet mit dem Wort «*Selig*». Am Anfang heisst es «*Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden*». Das stammt aus der Bergpredigt Jesu und bezieht sich auf alle Menschen – in dem Zusammenhang eines Requiems speziell auch auf die trauernden Hinterbliebenen. Dazu passen die berühmten Verse der deutsch-jüdischen Dichterin Mascha Kaléko: «*Bedenkt, den eignen Tod, den stirbt man nur / Doch mit dem Tod der andern muss man leben*». Die Trauer um einen Verstorbenen ist auch immer ein Stück weit eine vorgezogene Trauer um unser eigenes Lebensende. Dies wird von Brahms am Schluss seines Requiems direkt angesprochen: «*Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben*». Hier wird, musikalisch ergreifend, Erlösung aus diesem Jammertal versprochen – allerdings nicht zum Nulltarif, denn es heisst gleich darauf im Text «*denn ihre Werke folgen ihnen nach*».

Heute wird – flächendeckend – die eigene Sterblichkeit verdrängt. Dafür ist viel von der Selbstbestimmung die Rede, das scheint geradezu die moderne Form der «*ars moriendi*» zu sein. Das klingt auch gut: selbstbestimmtes Sterben. Aber was bedeutet das? In der Öffentlichkeit wird die Diskussion darüber tunnelblickartig verkürzt auf die Selbstbestimmung des Todeszeitpunktes, Stichwort EXIT. Aber am Lebensende machen tatsächlich weniger als 1% der Menschen von dieser Option Gebrauch. Was ist den Menschen also am Lebensende wirklich wichtig? Wie wir gleich sehen werden, ist es ganz oft gerade *nicht* das eigene Wohlergehen.

Grundsätzlich gilt (und das erleben wir in der Palliativmedizin täglich): Jeder Mensch stirbt anders, und die meisten Menschen sterben so, wie sie gelebt haben. Daraus kann man zweierlei folgern, nämlich erstens: dass keine Institution, Verein, Kirche oder medizinische Fachdisziplin ein Monopol auf die Definition des Sterbens in Würde beanspruchen kann. Was Würde im Einzelfall bedeutet, kann uns nur der betroffene Mensch selbst sagen. Und zweitens – wie uns alle grossen spirituellen Lehrer sagen: Die Vorbereitung auf dem Tod ist die beste Vorbereitung für das Leben – und umgekehrt.



J.S. Bach-Stiftung

St. Gallen

Wir haben am Münchner Unispital untersucht, welche Faktoren für eine gute Lebensqualität am Lebensende entscheidend sind, und sind unter anderem auf etwas gestossen, was wir nicht unbedingt erwartet hätten: im Angesicht des Todes – auch wenn dieser noch Monate oder gar Jahre entfernt ist – entdecken Menschen die Wichtigkeit der anderen. Alle in der Studie untersuchten Patienten zeigten, unabhängig von Krankheit, Geschlecht oder Religion, ein Überwiegen altruistischer gegenüber egoistischen Werten – in der sogenannten „gesunden“ Allgemeinbevölkerung ist es genau umgekehrt, da zählt zunächst das Ich.

Die „Belohnung“ für diese Werteverchiebung bei den unheilbar kranken Patienten ist eine Verbesserung ihrer Lebensqualität. Und die primären Adressaten ihres Altruismus sind ihre Angehörigen und Freunde. Für die meisten Menschen am Lebensende ist es am wichtigsten, wie es ihren Lieben nach dem eigenen Tod ergehen wird. Die Umstände des eigenen Sterbens treten dabei in den Hintergrund.

Warum ist das so? Das wissen wir nicht. Vielleicht bringt das bevorstehende Erlöschen der eigenen Existenz die Menschen dazu, ihre Selbstbezogenheit zu hinterfragen und ihren Fokus auf die Mitmenschen zu richten? Oder ermöglicht der nahende Tod eine Form von spiritueller Einsicht, die vorher nicht möglich war? Aus dem Islam stammt der Spruch: „Die Menschen schlafen; wenn sie aber sterben, dann wachen sie auf“.

Zum Schluss möchte ich daher noch kurz auf die Rolle der Spiritual Care, der spirituellen Begleitung am Lebensende, zu sprechen kommen. Wir haben dazu eine Untersuchung durchgeführt: Wenn in der Klinik ein Patient gefragt wird «*Möchten Sie mit dem Seelsorger sprechen?*» ist die häufigste Antwort «*Ist es denn schon so weit mit mir?*» Wenn wir aber – und zwar als Ärzte! – die Patienten fragen «*Würden Sie sich im weitesten Sinne des Wortes als gläubigen Menschen bezeichnen?*» so ist die Antwort in 87% der Fälle «*Ja*» - und das in unserer weitgehend säkularisierten Gesellschaft. Seelsorge am Lebensende ist nicht nur Aufgabe der Seelsorger, sondern des ganzen Teams. Der Patient sucht sich selbst aus, von wem er begleitet werden möchte. Das kann die Krankenschwester, die Psychologin, die Freiwillige, oder auch die Ärztin sein. Und manchmal sind die Rollengrenzen nicht ganz scharf definiert, wie die folgende kleine Geschichte zeigt:

Frau W., eine 87-jährige Patientin mit Brustkrebs im Endstadium, die ich wegen *Unruhe* sehen sollte, war eine charmante, zierliche alte Dame ohne akute physische Beschwerden. Als ich sie über ihre Ängste befragte, erzählte sie, dass sie eine furchtbare



J.S. Bach-Stiftung

St. Gallen

Angst vor dem Sterben und vor dem habe, was möglicherweise danach kommen könnte. Innerhalb einer Stunde erzählte sie mir daraufhin ihr gesamtes Leben, und ich hörte ihr zu, ohne ihren Monolog zu unterbrechen. Danach war sie etwas ruhiger, und wir verabschiedeten uns. Ich hatte bei dem Besuch natürlich den weissen Kittel an mit dem Namenszug, das Stethoskop usw. Als aber am Nachmittag der für die Station zuständige Seelsorger seine Runde drehte, begrüßte sie ihn mit den Worten: *«Sie brauchen heit net kemma, der Herr Pfarrer war scho do.»*

Das ist eine Anekdote, die zum Schmunzeln anregt. Auf den zweiten Blick stellt sich aber die Frage, was dies über unser Gesundheitssystem aussagt, wenn ein Arzt, der nichts anderes tut als zuzuhören, von einer geistig völlig klaren Patientin unbewusst in einen anderen Beruf transferiert werden muss, weil dieses Verhalten offenbar mit ihrem Konzept eines Arztes nicht in Einklang zu bringen ist. Das muss sich ändern. Es ist meine feste Überzeugung: Die Medizin der Zukunft wird eine hörende sein, oder sie wird nicht mehr sein.

Ich komme zum Schluss: Was uns allen zu wünschen ist, ist ein nüchterner und gelassener Blick auf unsere eigene Endlichkeit. Dies erfordert eine ruhige und wiederholte Reflexion, zunächst mit uns selbst, und dann am besten im Gespräch mit den Menschen, die uns am nächsten stehen. Das passiert leider im Leben eher selten, und wenn, dann oft sehr spät. Nehmen wir uns hier und jetzt die Zeit dafür. Die Musik von Johann Sebastian Bach und Johannes Brahms bietet uns dafür einen unvergleichlichen geistigen Raum. Und genau diese Reflexion ist die vielleicht wichtigste Voraussetzung, um jenes Ziel zu erreichen, das – wiederum – Rainer Maria Rilke so unvergleichlich formuliert hat:

«O Herr, gib jedem seinen eignen Tod.

Das Sterben, das aus jenem Leben geht,

darin er Liebe hatte, Sinn und Not.»

Anmerkung: Der Text basiert teilweise auf Passagen aus den Büchern des Verfassers *«Über das Sterben»* und *«Selbst bestimmt sterben»* (beide im C.H. Beck Verlag, München und bei dtv erschienen).